

**MIT
»SIT-IN« UND
»TEACH-IN«
ZUR WELT-
REVOLUTION**

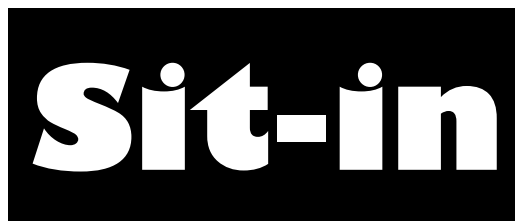
Erinnerungen an den Sprachgebrauch der »68er«

von Horst Dieter Schlosser

Sit-in« und »Teach-in«? – Wer 1968 noch kein Zeitgenosse war, wird beides nur für zwei der im 20. Jahrhundert immer beliebter werdenden, aber oft unverständlichen Fremdwörter aus dem Englischen halten. Heute sind beide weitgehend vergessen, so brandaktuell sie auch einmal waren. Mit ihnen wurde nicht weniger gemeint als eine Sitzblockade vor Hörsälen und die Verhinderung einer regulären Lehrveranstaltung, indem man sie in ein Agitationsforum »umfunktionierte«. Die traditionellen Vorlesungen wurden ohnehin als »säkularisierte Predigten« verhöhnt. Als ersten Frankfurter Hochschullehrer traf es ausgerechnet den Staatsrechtler Carlo Schmid, immerhin einen der Väter des Grundgesetzes, der seine Vorlesung abbrechen musste.

Amerikanische Importe

Tatsächlich stammten diese Aktionsformen von den US-amerikanischen Universitäten, wo sich eine mächtige Protestbewegung gegen den Vietnamkrieg und gegen das politische »Establishment« gebildet hatte. Die despektierliche Bezeichnung der politisch und wirtschaftlich Herrschenden als »Establishment« übernahmen die deutschen Studenten in ihr Protestvokabular – bis hin zum scherzhaften »Wer zweimal



mit derselben pennet, gehört schon zum Establishment«. Auch die Mixtur von politischer Protesthaltung und Demonstration sexueller Freiheit, wie sie in dem amerikanischen Slogan »Make love not war« zum Ausdruck kam, wurde bei den 68ern gern zitiert. Die USA wurden für die Studenten in Deutschland zum Feind schlechthin, wobei in Parolen sogar eine enge Verbindung mit der deutschen Vergangenheit hergestellt wurde, etwa auf Frankfurter Transparenten in der Verschmelzung der Kürzel »USA«, »SA« und »SS« zu »USSA«.

Mit den Protestierenden in den USA war man sich in jedem Fall einig, wenn es um die Unterdrückung von Freiheitsbewegungen ging, insbesondere beim militärischen Vorgehen gegen den Vietcong. Dessen Führer wurde zum Revolutionsidol, das auf deutschen Demonstrationen tausendfach mit dem Ruf »Ho-Ho-Ho Tshi Minh« gefeiert wurde. Dass man sich damit in einem »antiimperialistischen Kampf« befinde, war freilich eine eher deutsche, zumindest keine spezifisch amerikanische Deutung; sie verwies auf eine bestimmte ideologische Grundlage, die

Go-in

der »Sozialistische Deutsche Studentenbund« (SDS) mit seiner strengen Orientierung am Marxismus geschaffen hatte. Bereits 1960, auf dem ansonsten noch »zahmen« 6. Deutschen Studententag in Berlin, bot der SDS im Otto-Suhr-Institut (OSI) der Freien Universität Berlin Einführungskurse in die Marx'sche Theorie an.

Gegen den »Muff von 1000 Jahren«

Die Berliner Proteste gegen den Schah-Besuch 1967, bei denen der Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen worden war, galten im Sinne des SDS als erste Stufe des »antiimperialistischen Kampfes«. Die Empörung entlud sich in bundesweiten Demonstrationen, die von dem Vorwurf geprägt waren, dass es sich bei der Tötung Ohnesorgs um einen »politischen Mord« gehandelt habe.

Auf dieses Ereignis spielte vier Monate später auch die spektakuläre Aktion zweier Hamburger Jurastudenten an. Am 9. November 1967 trugen sie den zum Rektoratswechsel in das Auditorium Maximum der Hamburger Universität einziehenden akademischen Würdenträgern ein Transparent voran, dessen Tuch ursprünglich eine Trauerfahne zur Beerdigung Ohnesorgs gewesen war. Im darauf geklebten Slogan »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren« kamen zwei wiederum spezifisch deutsche Protestmotive zum Ausdruck: zum einen die von Talarträgern repräsentierte »Ordinarienuniversität«, die zu keiner Hochschulreform, wie sie schon längere Zeit dringend angemahnt war, willens war; zum anderen die verdrängte Auseinandersetzung mit der unheilvollen Verstrickung vieler Disziplinen in die Barbarei des »Tausendjährigen Reiches«.

Einen Rückfall des gesamten Staates in NS-Verhältnisse befürchteten Anfang 1968 viele angesichts der Pläne der ersten Großen Koalition, Notstandsgesetze in Kraft zu setzen. Die »Antinotstandskampagne« mit Parolen wie »Demokratie im Notstand« schlug sich in zahlreichen Protestveranstaltungen der »Außerparlamentarischen Opposition« (APO) nieder. Treibende Kraft war auch hierbei der SDS. Auf einer dieser Veranstaltungen in Frankfurt, kurz vor Verabschiedung der Gesetze, hofften die rebellierenden Studenten – vergeblich –, dass es zu einer Einheitsfront für eine umfassende revolutionäre Umwälzung komme. Ausdrücklich forderte aber nur der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger, »endlich, auch in Deutschland, franzö-

Teach-in

Alle Reaktionäre sind Papiertig

sische Zustände«, d. h. letztlich eine bürgerkriegsähnliche Situation zu schaffen, wie sie gleichzeitig im sogenannten »Pariser Mai« herrschte. Dort gingen Studenten und Arbeiter gemeinsam gegen die Regierung de Gaulle auf die Barrikaden. Zu einem solchen Schulterschluss kam es

in Frankfurt jedoch nicht. Mit entsprechenden Forderungen solidarisierten sich am wenigsten die real existierenden Angehörigen der beschworenen, de facto aber imaginären »Arbeiterklasse«. Erst recht passte der Begriff nicht zu Jungakademikern aus meist gutbürgerlichen Familien, die vor Werkstoren zugunsten des »Klassenkampfes« zu agitieren versuchten, wobei ihnen überdies die Theorielastigkeit ihrer Sprache im Wege stand. Die Arbeiter wurden umso leichter von der Hetze der Springer-Presse gegen »die« Studenten angesprochen, welche wiederum ihre Attacken in Wort und Tat insbesondere gegen BILD richteten. Zentrale Parole war »Enteignet Springer!«

Havannas und Mao im Original?

Den Status von Revolutionsidolen erlangten neben Ho Chi Minh Fidel Castro und Ernesto Che Guevara. Die Faszination, die beide Revolutionäre auf die deutsche Studentenrevolte ausübten, äußerte sich auch in

Äußerlichkeiten. So stellte etwa ein besonders aktiver Frankfurter Germanistikstudent seine Rauchgewohnheiten auf dicke Zigarren um (echte Havannas wären unerschwinglich gewesen), um damit seine Sympathie für Fidel Castro

kundzutun. Und Che Guevaras Porträt hing als Plakat in zahlreichen Studentenbuden. Die Taktik des lateinamerikanischen Guerillakrieges wurde schließlich auch in Deutschland als »Stadtguerilla« nachgeahmt. Sie wurde dann jedoch zur Keimzelle des »bewaffneten Kampfes«, der in zahlreichen Morden der RAF seinen traurigen Höhepunkt erreichen sollte. Aus Kampfmetaphern wurden tödliche Waffen.

Zum leuchtenden Stern von Revolutionshoffnungen stieg, nicht nur in Deutschland, auch der chinesische Staatschef Mao Tse-tung auf. Seine Lehren, die als handliche »Mao-Bibel« (offizieller Titel: »Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung«) weltweit verbreitet wurden, erhielten in weiten Kreisen der 68er eine geradezu kanonische Geltung. Die »Mao-Bibel« bot einen reichen Fundus, aus dem immer wieder, auch in deutschen Wandparolen, zitiert wurde, etwa »Alle Reaktionäre sind Papiertiger«. Durch eine den Chinesen nachgeahmte »Kulturrevolution« sollte die Gesellschaft revolutioniert werden, wobei den meisten Aktivisten damals nicht bekannt gewesen sein dürfte, mit welchen Verbrechen die chinesische Kulturrevolution einhergegangen war. Die Faszination aber ging so weit, dass in Frankfurt zur Überraschung des damaligen Sinologen die Teilnehmerzahlen beim Chinesisch-Unterricht auffällig stiegen, jedoch nach ersten Erfahrungen mit der Komplexität der Materie schnell wieder fielen. Mao im Original zu lesen, war dann doch zu mühsam.

Impulse für eine revolutionäre Entwicklung, die sich vom Marxismus-Leninismus der Ostblockstaaten unterscheiden sollte, erhoffte man sich vom Reformkommunismus in der ČSSR, wie er sich im »Prager Frühling« unter der Devise eines »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« angekündigt hatte. Mit dem Einmarsch sowjetischer und anderer Ostblocktruppen in die ČSSR am 21. August 1968 wurde diese Hoffnung allerdings schnell wieder zunichte.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Eine eigene »Sprache der 68er« hat es nie gegeben. Dennoch lassen sich im Sprachgebrauch der Studentenbewegung gewisse Eigenarten beobachten.
- Die deutschen Rebellen orientierten sich am Wortschatz des Marxismus und sprachen z. B. von »antiimperialistischem Kampf«, »Spätkapitalismus« und »Arbeiterklasse«. Mit Parolen wie »Demokratie im Notstand« traten sie einer Rückkehr des Faschismus entgegen.
- Durch die Studentenproteste in den USA kamen Anglizismen nach Deutschland, die besondere Aktionsformen bezeichneten wie Sit-in, Teach-in, Go-in. Mit der Mao-Bibel unterm Arm trat man für eine »Kulturrevolution« chinesischer Prägung ein. Und in Anlehnung an die Freiheitskämpfe in Lateinamerika wurde eine »Stadtguerilla« gefordert und zum »bewaffneten Kampf« aufgefordert.
- Die Theorielastigkeit der studentischen Sprache mag einer der Gründe gewesen sein, warum sich die Arbeiterschaft nicht wie gewünscht agitieren ließ.

re er

Dominanz marxistischer Schlüsselbegriffe

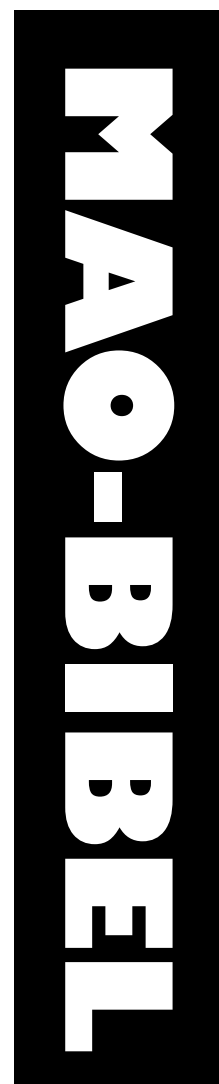
Die marxistische Orientierung des SDS bestimmte trotz wachsender interner Spannungen die immer wieder bemühten sprachlichen Kennmarken der 68er-Bewegung. Zum Zauberwort, mit dem alle Umwälzungen als legitim erklärt werden konnten, wurden die »gesellschaftlichen Interessen«. Ihnen hatte sich alles unterzuordnen, auch die Kunst, der keinerlei Eigenwert mehr zugestanden werden sollte. Im legendären »Kursbuch 15« wurde gar der »Tod der Literatur« ausgerufen, denn sie habe den Weg in die NS-Diktatur nicht verhindert. Jede Hoffnung auf Reformen wurde als reaktionärer »Reformismus« diskriminiert.

Der bestehende Staat und seine Politik galten als Inkarnation des »Faschismus«. Dieser aber war nach marxistischer Lehre das Kennzeichen des »Spätkapitalismus«, dessen Ende man zu beschleunigen hatte. Unbeirrt hielt der SDS an der Theorie des »Klassenkampfes« und an der zentralen Bedeutung der »Arbeiterklasse« fest. Dabei musste manche Realität begrifflich zurechtgebogen werden. So war die Lahmlegung der traditionellen Universität nicht einfach nur ein Boykott, sondern sollte über einen »aktiven Streik« erfolgen. Damit berief man sich auf das traditionelle Kampfmittel der Arbeiterschaft, das durch einen sprachlichen Trick einer ganz anderen, nicht-proletarischen Bevölkerungsgruppe zugestanden wurde. Studium wurde zu einer »Produktivkraft« erklärt, die sich durch einen »Streik« zu wehren hatte. Der aber sollte zugunsten einer neuen, »Kritischen Universität« »aktiv« gestaltet sein. »Sit-ins«, »Teach-ins« und Institutsbesetzungen sollten die Studenten für einen umfassenderen revolutionären Umbruch in permanenter Bewegung halten. Äußerlicher Höhepunkt dieser Art von Marx-Adaption in Frankfurt wurde am 27. Mai 1968 nach einer Rektoratsbesetzung die Umbenennung der Universität in »Karl-Marx-Universität«, wie die Überklebung des Traditionsnamens über dem Eingang zum Hauptgebäude in Bockenheimer Kundtat.

Beschlossen wurden die Aktionen in »Vollversammlungen« und in »Basisgruppen«, die an vielen Instituten ins Leben gerufen wurden, die aber auch der Vertiefung der Marx-Kenntnisse dienten. Dabei wurden als erster Schritt zur totalen Umwälzung auch Projekte wie die »Drittelparität« in Gremien, bestehend aus Professoren, »Mittelbau« (Assistenten und andere Nicht-Habilitierte) und Studenten, entwickelt. Für studentische Gremienmitglieder aber sollte das »imperative Mandat« gelten, das sie verpflichtete, die Positionen einer Basisgruppe oder Vollversammlung kompromisslos zu vertreten. Gleichwohl waren die Veranstaltungen von schier endlosen Diskussionen geprägt. Auch in linken Wohngemeinschaften sollte alles »ausdiskutiert« werden. Jede Position musste »hinterfragt« werden – ein Begriff, der eigentlich aus der Bibel-exegese des 19. Jahrhunderts stammt.

Das Ende der »Symbiose« von Theorie und Aktionismus

Doch gab es bei der Interpretation dessen, was die »richtige« Auslegung von Marx sei, auch im SDS selbst, durchaus verschiedene Akzentuierungen, die immer wieder, auch 1968, zu internen Richtungskämpfen führten. Das Spektrum der Positionen reichte von anarchistischen Tendenzen, teilweise mit Happening-Charakter, bis zur sturen Orthodoxie. Von besonderer Sprengkraft war der Aufstand der »Weiberräte« gegen das »Patriarchat« der SDS-Genossen. An der Verselbstständigung der Positionen zerbrach der SDS schließlich.



Make love not war

Quer zum angestrebten Kollektivgeist stand auch der seinerzeitige Aufschwung der Psychoanalyse, die das Individuum in den Blick nahm. Das Vokabular dieser Disziplin, etwa »ausagieren«, »internalisieren«, »rationalisieren«, verbreitete sich nicht zuletzt über die wachsende Zahl gerade studentischer Klienten bis in die Alltagssprache. Individuelle Probleme waren im Geist von »Kollektiven« offenbar doch nicht lösbar.

Reformismus, Faschismus, Spätkapitalismus

Schließlich brach auch eine wesentliche theoretische Stütze der Bewegung, die »Kritische Theorie« der »Frankfurter Schule«, weg. Deren von vornherein prekäre »Symbiose« mit dem Aktionismus von rebellierenden Studenten machte Frankfurt nach Berlin zwar zum zweiten Zentrum der 68er-Bewegung. Theoreme wie Terminologie des neomarxistischen Konzepts der Soziologie beeinflussten mehr oder weniger alle 68er. Doch nur relativ wenige Wortführer der studentischen Bewegung erreichten das argumentative Niveau der Kritischen Theorie. Manche suchten in der Theorie nur handlungsleitende Argumente und gaben sich mit Schlagwörtern

zufrieden. Immerhin galt die 1968 (bis heute) viel zitierte Sentenz Adornos von 1944, »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« als ein Schlüssel zu angestrebten Veränderungen. Gemeint war ja nicht mehr und nicht weniger, als dass die Herstellung idealer gesellschaftlicher Strukturen Vorrang vor jedem Versuch nur individueller Lebensentwürfe haben müsse.

Mit der studentischen Besetzung des Frankfurter Instituts für Sozialwissenschaften, Hort der Kritischen Theorie, im Januar 1969 endete die lange Zeit geltende gegenseitige Sympathie. Dem sonst so hochverehrten Leiter des Instituts, Theodor W. Adorno, schleuderten die Besetzer respektloseste Sätze wie »Halt die Klappe!« entgegen. Adorno ließ das Institut durch die Polizei räumen und stellte Strafantrag.

Alles in allem erwies sich der Sprachgebrauch der 68er – auch unabhängig von den sehr unterschiedlichen Kommunikationsformen – als eine bunte Mischung von sehr verschiedenen Stilebenen. Deren Bandbreite reichte von theoriegeleiteten, »akademischen« Äußerungen über ideologische Zitatwörter, Ironismen und bissige Sarkasmen bis zu platten Injurien. ●



Der Autor

Horst Dieter Schlosser, Jahrgang 1937, war von 1972 bis 2002 Professor für Deutsche Philologie an der Goethe-Universität, von 1976 bis 1978 und von 1988 bis 1999 deren Vizepräsident. In seiner Forschung interessierte sich Schlosser insbesondere für den Sprachwandel des gesprochenen und geschriebenen Wortes im Deutschen. Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde er als Initiator und Sprecher der sprachkritischen Aktion »Unwort des Jahres«. Sein jüngstes Buch trägt den Titel »Die Macht der Worte: Ideologien und Sprache im 19. Jahrhundert« und erschien 2016 im Kölner Böhlau Verlag.

schlosser@lingua.uni-frankfurt.de

Stadtguerilla